

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 12

Artikel: Neue Fontane-Briefe
Autor: Nussberger, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

V. Schlußfolgerungen.

Solange eine so vorzüglich ausgebauten, disziplinierte und von einer Großmacht unterstützte internationale Organisation bestehen bleibt, die in allen ihren amtlichen Verlautbarungen offen erklärt, den gewaltsmäßen Umsturz der Zivilisation herbeiführen zu wollen, wird die Welt keine Ruhe finden, vielmehr wird sie immer in der Gefahr sein, daß die furchtbarsten Revolutionen ausbrechen. Solange die Völker nicht das Übel durch Verbot der Kommunistischen Partei an der Wurzel gepackt haben, solange ihre Beziehungen zu Moskau nicht abgebrochen sind, wird ihnen ein wesentliches Element der Sicherheit und Stabilität fehlen. Dieses Element aber wird selbst nach Aufhebung der Kommunistischen Parteien in allen Ländern erst dann endgültig wiederhergestellt sein, wenn mit der blutigen Schreckensherrschaft Schluß gemacht wird, unter der das russische Volk seit zwanzig Jahren schmachtet und die durch die Kommunistischen Internationalen alle Völker der Erde unterjochen will.

Für uns Schweizer ist die Gefahr besonders groß. Wenn wir die Karte Europas, wie sie sich seit den letzten Umwälzungen ergeben hat, betrachten, sehen wir, daß alle östlich gelegenen Länder ausnahmslos die Kommunistische Partei im nationalen Leben ausgemerzt haben. Auch die Tschechoslowakei, die bisher ein Vollwerk des Bolschewismus im Herzen Europas war, hat die Kommunistische Partei, d. h. die tschechische Sektion der Kommunistischen Internationale verboten, die in Prag ihr Büro für die zentraleuropäischen Länder wie auch den Sitz ihrer zahlreichen Hilfsorganisationen hatte. Die Schweiz ist das Land, das den Balkanländern am nächsten liegt, und von wo aus Moskau in gewissem Umfange seine Tätigkeit noch immer ausüben kann. Wir müssen daher besonders auf der Hut sein, daß die Herren des Kreml gewisse für die Agitation und Propaganda in den „totalitären“ Staaten und Balkanländern bestimmte Zentralstellen nicht auf die „Drehzscheibe“ Europas verlegen. Dies umso mehr, als unser zwischen zwei ideologisch feindlichen Staatsgruppen gelegenes Land Gefahr läuft, seine Neutralität zu kompromittieren, wenn von der Schweiz Anstiftungen zu gewaltsmäßen Umsturz und propagandistische Umtreibe ausgehen.

Neue Fontane-Briefe.

Von Max Nußberger.

Zu den entzückendsten Brieffreibern gehört Fontane. Es gibt ihrer, die durch sich selbst wirken. Fontane packt die Dinge im Flug. Ganz gleichgültig, ob es sich um ein Bild von Leonardo oder ein Postkutschengespräch im Riesengebirge, um das Interieur eines italienischen Hotels oder die

Via mala handelt: ein paar Säze aus seiner Feder und die Sache steht in ihren wesentlichen Zügen vor uns. Fontane ist von unerschöpflicher Aufnahmefähigkeit, einer immer sprudelnden Frische und Munterkeit des Wortes, der die schlagkräftigen Randbemerkungen nur so von den Lippen fallen. Und was für Bon-mots führt er in seinem Koffer!

Vor vierunddreißig Jahren erschien die erste Sammlung seiner Familienbriefe. Sie ist durch die später hinzugekommenen Briefe an verschiedene Freunde an Bedeutung nie wieder erreicht worden. Vor kurzem wurde jetzt eine ergänzende Folge zur ersten Veröffentlichung vorgelegt¹⁾. Wohl eine Nachlese. Aber eine Fontanesche. Was der märkische Scott von seinem englischen Vorbilde rühmte, daß er unvergleichlich hoch über allen seinen Konkurrenten stehe — Hoch Scott, ruft er einmal, ihr andern seid doch alle nur Nachtwächter — das gilt auch von seinem Stil, ganz besonders von seinem Briefstil. Er ist in seiner Lebhaftigkeit, Unmittelbarkeit und Inhaltsfülle unübertroffen.

In sprunghaften Säzen durcheinander wir Fontanes wechselreiches Schicksal. Ein paar kurze Billets gelten der frühen Verlobungszeit. Dann gleiten wir hinüber nach England. Da zog er den Weltmann an, den er seitdem nie wieder ablegte. Da wurde ihm Scott, dessen größter Schüler er ist, zum treuen Freund und das Insel-Gastland zur zweiten Heimat. Es erschüttert, wenn man liest, wie er die Seinen immer wieder vertröstet, der lange Aufenthalt in der Fremde werde sich vielleicht doch noch als glückliches Unternehmen erweisen, und wie er, wenn sie den Ernährer vermissen und ihn nach Hause wünschen, ermutigend darauf hinweist, jeden Tag könne sich eine Gelegenheit zu Privatunterricht oder einer anderen Erwerbsmöglichkeit zeigen, die das ganze Reiseabenteuer schließlich noch rechtfertige: wo doch auf den paar Jahren Londoner Weltleben der ganze Gewinn seines Daseins ruht, nämlich seines dichterischen Daseins.

Niemand wird heute Fontane das vaterländische Gefühl absprechen. Was er selbst als das Ausschlaggebende an seinem Roman „Vor dem Sturm“ bezeichnete, die patriotische Gesinnung, ist das Wesentliche an seiner ganzen Gestalt. Das, was Scott für das schottische Hochland, was Gottschall für das bernische Emmental und Keller für die ganze Schweiz, ist Fontane für die Mark Brandenburg geworden: der Sänger für alle Zeiten. Wohl verstanden: der Sänger im gestaltenden epischen Bild, in der Erzählung großen Formates. Aber damit er das werden konnte, war nötig, daß er über seinen Gegenstand hinausschauen lernte. Er war kein Stadtpreuße, wie die Scheuklappentributen, die sich für die wahren Repräsentanten ihrer Heimat hielten, weil sie nicht wußten, daß hinter dem Berg auch noch Leute wohnen. Seine Romane verherrlichen das zur Weltstadt sich dehnende Berlin und die Adelshäuser der märkischen Schlösser. Aber

¹⁾ Theodor Fontane: Heiteres Darüberstehen. Familienbriefe. Neue Folge. Mit Einführung von Martin Elster. Berlin 1937, Verlag Grote.

schließlich hatte er Dinge gesehen, die ihn diese ganzen Herrlichkeiten mit richtigem Maßstabe messen lehrten. Es gibt darüber eine bezeichnende Stelle in seiner Novelle „Schach von Wuthenow“. Darin kommt einmal Frau von Carrayon — natürlich eine Französin! — auf die Familie der Schachs zu sprechen. Und da meint sie, deren Ansprüche gegen die ihres eigenen Hauses abwägend, von dem stolzen Grundherrn und seinem Sitz: „Was ist es denn mit beiden? Schach ist ein blauer Rock mit einem roten Kragen und Wuthenow ist eine Lehmkate.“ Es ist das in der Tat heute noch, denn Fontanes Ausspruch enthält eine kleine Ironie: Nur er hatte in seinem Romane daraus ein großes Schloß mit geräumigen Sälen, hohen Fenstern und einem ragenden Turm gemacht.

Gerade zu dem Kapitel Fontane und Preußen liefern die jetzt zu Tage tretenden Briefe manchen prächtigen Beitrag. So das ergötzliche Idyll von der Berliner Postanstalt aus dem Jahre 1870. An seine Frau in England war Ende April eine Sendung abgegangen und da berichtet Fontane ihr am 29. darüber: „Deine Sachen habe ich gestern zur Post gegeben. Das ganze Postamt war in Aufregung: alles rechnete und steckte die Köpfe zusammen: schließlich bezahlte Luise einen Thaler zwanzig Silbergroschen, außerdem privatim eine kleine Summe für Umdicken, Einnähen u. s. w.; heute vormittag klingelte es, und es kam ein Postbeamter, der sich noch sechs Silbergroschen ausbat. Zum Totlachen. Vielleicht ist es großartig. Ich finde nur immer: der Kopf, der hängt ihm hinten. Ich alter Preußenverherrlicher bin doch eigentlich für alles zugeschnitten, nur nicht gerade für Preußen.“

Es versteht sich, daß wir den Mann der „Wanderungen“ ausgiebig kennen lernen. Die Mark, die Ostseeküste, das sind die Gebiete, wo Fontane zu Hause ist. Da pirscht er als Spezialist mit Leidenschaft und Ausdauer. Von Verwandten und Freunden läßt er sich Hilfe leisten. Sie sollen ihm Archive durchstöbern, Augenscheine liefern, Memoiren ausfindig machen, Briefe absschreiben. So laufen die Fäden vom Leben und den „Wanderungen“ zu den Dichtungen fortwährend herüber und hinüber.

Einmal erleben wir eine Schweizer- und Italienreise. Das ist in Fontanes Biographie ein Novum. In Neuhausen schon zeigt sich seine Vorliebe für die Engländer. Sie machen ihm den Aufenthalt im Hotel erträglich. „Ein englisches Hotel, in dem man wieder Mensch wird,“ registriert er. „Viel tragen zu dieser wohltuenden Erscheinung allerdings die Engländer selbst bei; richtiger die Engländerinnen. Es hilft nichts, wir verschwinden neben ihnen. Ich will dies alte Streithema nicht zum hundertsten Male behandeln, aber es ist so, wie ich sage. Durch Abstammung, Erziehung, Pflege, Freiheit und glücklichste Lebensverhältnisse repräsentieren sie schließlich eine höhere Rasse. Das ganze Volk trägt einen aristokratischen Stempel.“

Mit der Post fährt Fontane auf dieser Reise von Thusis über den Bernhardin ins Tessin. Da setzt es ein kleines Abenteuer wegen des Platzes

im Wagen ab. „Ich orientierte mich ein wenig, während die Pferde gewechselt wurden. Jetzt trat der Konditeur, ein breitschultriger Graubündner, an mich heran und machte die Bemerkung, daß ich vom Cabriolett aus nicht viel sehen würde. Der Bankettplatz sei das Wahre, um Umschau zu halten. Die Differenz könne ich später an ihn erlegen. Mein bereitwilligstes Eingehen auf diesen Vorschlag kostete mich außer einer Anzahl Trinkgelder 7 Franken 45 Centimes, die natürlich auch nur eine, zwischen zwei—drei Verschworenen zu teilende Kriegskontribution waren. Der mir geleistete Dienst war aber viel größer als die Brandschätzung, sodaß ich meinem Konditeur auch noch nachträglich aufrichtig dankbar bin. Nur von dem offenen Bankettplatz aus war es möglich, die Zauber dieser Straße auf sich wirken zu lassen, denn man muß eben imstande sein, jeden Augenblick, rechts oder links, nach oben oder nach unten blicken zu können. Beständig drängte sich mir die Erinnerung an das Böcklin'sche Bild auf; alles war da, nur der Ichthyosaurus guckte nicht aus seinem Felsenfenster heraus. Und dennoch fehlte auch er nicht, denn der Ichthyosaurus, den der Künstler so genial erfunden hat, ist allerdings der genius loci dieses Ortes, nichts als die Verkörperung des Schreckhaften, des Elementar-Ungeheurlichen, das, aus Fabelzeiten her, hier seine Stätte hat. Was alles man auch über Böcklin sagen, ja, ob man beweisen mag, daß dies und Ähnliches gar keine malerischen Aufgaben seien, dennoch ist mir schließlich solch Nicht-Maler lieber als hundert andere, denen niemand ihren Titel bestreitet.“

In Mailand interessiert Fontane die Brera mit Raffaels „Sposalizio“ und Mantegnas „Pieta“, die Kirche von Sta. Maria delle Gracie, wo die Reste des „Abendmahls“ von Leonardo zu sehen sind, vor allem aber die Stadt selbst, zumal die Galleria Vittorio Emanuele, die das Muster für die Berliner „Passage“ abgab. Der Vergleich stimmt den Reisenden etwas trübe, denn die Passage schrumpft ihm zu einem bloßen Gäßchen zusammen. „Überhaupt, welche Stadt! Oh Berlin, wie weit ab bist du von einer wirklichen Hauptstadt des deutschen Reiches! Du bist durch politische Verhältnisse über Nacht dazu geworden, aber nicht durch dich selbst, wirfst es, nach dieser Seite hin, auch noch lange nicht werden. Vielleicht fehlen die Mittel, gewiß die Gesinnung. Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,“ sagt Schiller; er soll dabei speziell an den Berliner Spießbürger, der inzwischen zum „Bourgeois“ sich abwärts entwickelt hat, gedacht haben. Überhaupt will es mir nicht gelücken, es im Auslande zu irgend einer patriotischen Erhebung zu bringen. Nicht nur, daß man Schritt um Schritt empfindet, wie sehr uns diese alten und reichen Kulturlande voraus sind, nein, man taxiert uns auch in diesem Sinne. Man will von uns nichts wissen. Weder das ewige „Gesiege“ noch die fünf Milliarden (französische Kriegsentschädigung) haben unsere Situation gebessert. Es hieß zwar unmittelbar nach dem Kriege, wir seien nun ein für allemal etabliert, der so lange vermisste Respekt sei da. Aber ich merke nichts davon. Man versteht kein Deutsch oder will es nicht verstehen; englische und französische Zeitungen überall;

englische und französische Bücher im Schaufenster jedes Buchladens, aber kein einziges deutsches Buch. Nicht einmal die „Wanderungen“ (Fontanes Cicerone für die Mark Brandenburg). Im Grunde genommen ist es recht so, denn das, was wirkliche Superiorität schafft, fehlt uns, trotz Schulen und Kasernen, nach wie vor. Freilich haben Athen und Sparta einst politisch rivalisiert, aber Sparta ist längst nur noch Name und Begriff, während die beglücktere Rivalin eine Wirklichkeit ist bis auf diesen Tag.“

Die Reise nach Italien machte Fontane im Jahre 1875, nicht ohne Bedenken, ob er den Strapazen noch gewachsen sein würde. Er wollte den Rheinfall erst links liegen lassen, „da der Überschuh-lose Fünfundfünfziger nicht mehr in der Lage ist, um eines Naturschauspiels willen sich nasse Füße zu holen“. Er hat ihn dann doch besucht, sogar besungen.

Aus Fontanes früheren Jahren ist ein Abstecher nach München bemerkenswert, der mit der Absicht unternommen wurde, dort allenfalls dauernd Fuß zu fassen. Er war mit Geibel befreundet, auch mit Heyse von dessen Berliner Zeit her gut bekannt. Jetzt suchten diese den bayerischen König für Fontane günstig zu stimmen. Bei einem Symposium sollte das Gespräch auf den Dichter kommen und dann dem in München Anwesenden eine Audienz verschafft werden, auf deren Ausgang die Freunde die größten Hoffnungen setzten. Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, sich den Herrnlicher der Quizows und Zänplize unter Münchner Bürgern beim Stammkeller auszumalen. In Berlin und der Mark war Fontane einzigartig und unersetzlich. Ob in Bayern jemals etwas dem Ähnlichen aus ihm geworden wäre, ist mehr als zweifelhaft. Indessen liegt aus der Zeit, wo die Verpflanzung Fontanes und seiner Familie an die Isar eine akute Frage war, jenes schöne Gedicht vor, in welchem Geibel sie mit einem entschiedenen Ja beantwortet. Es war ein improvisierter Toast, der in Fontanes Erinnerung so lautet:

Wer hält so fest, wer hält so gut
Der Dichtung hohe Fahne?
Das ist das brave, alte Blut
Der Theodor Fontane.

Er ist schon selbst ein guter Mann
Doch noch besser en famille
So stoßen wir denn fröhlich an
Auf seine Frau Emilie.

Es streitet sich um ihn Berlin
Und das Land der Knödeleß;
Die Fontanes sollen nach München ziehn,
Denn in München ist es besser.

In der Tat, wir lernen durch die Briefe der neuen Sammlung nicht nur Fontane selbst besser kennen; wir machen auch ausgiebig Bekanntschaft

mit den Seinen. Sie werden uns nicht nur als Adressaten und vielfach Besprochene nahe gebracht; auch Bildnisse sind beigegeben, die uns ebenso offenherzig in ihre Seele blicken lassen, wie auf ihre bauschige Biedermeier-Garderobe. Da ist die jugendliche Gattin Emilie als Braut im schweren Seidenkleid mit enger Taille, mit bis über die Ohren gezogenen Locken und einem Kranz Böpfe, riesigen Ohringen und einem Spangenfransen um den Hals: eine stolze, reservierte Erscheinung, die Distanz zu halten und das Szepter zu führen wußte, in die aber Fontane bis zuletzt innig verliebt blieb. Da ist ferner Tante Lisa, die Schwester des Dichters, ein minniges Mädchen, klug und bescheiden, mit der Fontane seine Erfahrungen als Schriftsteller besprach. Da ist die Mutter Emilie, eine geborene Labrh, wie die Gattin aus französischer Réfugié-Familie stammend. Da sind ferner die drei Söhne Friedrich, Theodor und George, welch letzterer vom Vater die schlechten Zähne, aber nicht das impulsive Temperament geerbt hatte. Da ist endlich die Tochter Meta oder Martha, die Vertraute der Altersjahre des Dichters, da sich die Gattin bald auf das Altenteil der sorgenden Hausmutter zurückgezogen hatte. Doch Fontane ließ es sich nicht ansehn, ihr immer wieder die Wege zu ebnen. Er wies sie an, wie sie reisen, wie sie schreiben, wie sie reden oder schweigen müsse, ohne dafür, wie es scheint, großen Dank zu ernten. Aber Fontane besaß die Philosophie des innerlich Unanfechtbaren. Ohne diese hätte er es nicht machen können. Sie ist seine Rettung geworden, sein Heil und seine Zuflucht, zuletzt sein innerster Wesenzug. Daher führt die Sammlung mit Recht den etwas absonderlichen Titel: *Heiteres Darüber-Stehen!*

Möge das Buch auch den Lesern, die noch nicht wissen, daß Fontane nicht nur zu den größten Briefschreibern, sondern auch zu den größten Dichtern seines Jahrhunderts zählt, die Kunst lehren, Unbilden, ohne die es nicht abgeht, im Schach zu halten durch: *Heiteres Darüber-Stehen!*

Zwei Gedichte

Von Carl Friedrich Wiegand.

Sturmbrandung der Nordsee.

Pechschwarz lochend, weiß auffschäumend,
Dampft das Chaos. Gebärende
Kreisen in Wasser und Feuer,
Steil sich bäumend,
Werdand und Urd!

Wogende Ungeheuer,
Sterbend Verheerende,